

„Wer ist dieser Gott?“ — Israel besingt seinen Schöpfer

Veronika Elisabeth Schmitt, Tübingen

Als Jisrael zog aus Ägypten,
Jaakobs Haus aus dem stammelnden Volk,
ward Jehuda zum Heiligtum ihm,
Jisrael sein Waltebereich.

Das Meer sah es und floh,
der Jordan bog rückwärts aus,
die Berge hüpfen wie Widder,
Hügel wie die jungen Schafe.

Was ist dir, du Meer, daß du fliehst,
du Jordan, biegst rückwärts aus,
ihr Berge, hüpfet wie Widder,
Hügel, wie die jungen Schafe?

Vorm Antlitz des Herrn winde dich, Erde,
vorm Antlitz des Gottes Jaakobs,
der den Fels in einen Wasserteich wandelt,
einen Kiesel zum Wasserquell!

(Psalm 114
nach der Übersetzung von M. Buber)

Die Psalmen sind die ver-dichtete, gedichtete Erfahrung Israels mit seinem Gott. Aus ihnen können wir das Da-sein Gottes, seine Nähe und seine Treue entziffern. Wir erfahren auch etwas über die Menschen, die diesen Gott kannten und mit ihm sprachen. Die Psalmen vermitteln nicht nur ein Wissen um diese Erfahrung, um diesen Gott, sondern diese Erfahrung selbst. Um ihr nahe zu kommen, wollen wir in die Worte eines Psalmes hineinhorchen. Wer ist dieser Gott?

Als Jisrael zog aus Ägypten

Mit Auszug kann vielerlei gesagt sein. Zumeist benutzen wir das Wort, um den Auszug aus einem Haus in ein anderes zu beschreiben. Aus unserer Kindheit ist uns vielleicht noch das Märchen bekannt von Einem, der aus-

zog, das Fürchten zu lernen. Hier aber ist mehr gemeint. Hier geht es um eine Gruppe von Menschen, ein Volk, um Israel, das aus dem Land der Sklaverei, aus der Fremde auszieht und in diesem Auszug zum Volk wird. Das Ausziehen oder Herausgehen, im Hebräischen *jasa*, bezeichnet sogar die Geburt, wörtlich das Hervorgehen eines Neugeborenen aus dem Schoß der Mutter. Eine Geburt wird beschrieben, die Geburt des Volkes Israel, das den Namen seines Stammvaters trägt. Es lebte aus dem Wissen um die Väter und Vor-Väter. Es erfuhr sich als eine Sippe, eine Stammesgemeinschaft, die Geschichte machte und Geschichte hatte. Seine Geburt und seine Geschichte waren geschenkt und gelenkt worden durch das Eingreifen Gottes und so zu einer Geschichte des Heils geworden. Das Volk wußte, daß sein Ausziehen ein Gezogenwerden war, daß Gott der Handelnde war und blieb. Bei allem, was noch folgen wird, bleibt Gott da. Die Israeliten ziehen in die wissende Ungewißheit hinein; wissend: weil Gott es ist, der sie ruft; unwissend: weil das Ziel unbekannt bleibt. Sie ziehen auf Gott selbst hin. Er zieht an, führt, ist Wegweiser. Eine andere Orientierung haben sie nicht.

In diesem Weg erkennen wir unseren eigenen Weg. Wir werden gerufen. Wir spüren, da ist jemand, der uns ruft. Es gilt, sich ihm zu überlassen, obgleich das Wie und Was des Zieles noch nicht genau zu erkennen ist. Die einzige Garantie lautet: „Auf dein Wort hin“ – so, wie Petrus Jesus antwortete, als er zum erneuten Fischfang eingeladen wurde (Lk 5, 5; vgl. Mt 14, 28). Nur so kann man gehen, weiter und immer weiter. Wüßten wir, wie weit der Weg ist, oder auch wie kurz, so würden wir vielleicht mutlos wegen der endlosen Mühe oder der kurzen Chance. Die Ungewißheit ist eine Tür zum grenzenlosen Vertrauen, zum Sprung in das hinein, was kommen wird. Sie öffnet den Blick für das Weite. Vertrauen gibt es nur in dieser wissenden Ungewißheit. Genaues Wissen engt das Leben ein, macht es dürr und starr. Ungewißheit ist nichts Bedrohliches, wenn sie verbürgt wird von einem Du, das hinter ihr steht und sie trägt. So wird Ungewißheit zur Hilfe auf dem Weg, Aufforderung zum Vertrauen, zum Sprung in Gott hinein.

Jaakobs Haus aus dem stammelnden Volk

Das hebräische Wort für Haus, *bajith*, meint nicht nur ein Haus, das die Menschen aus Holz oder Stein erbauen. Haus ist auch das Gebäude aus lebendigen Steinen, aus Menschen; Haus bedeutet das Volk, der Stamm, die Familie. Früher gebrauchten auch wir dieses Wort in diesem Sinne. Man sprach davon, daß jemand aus einem guten oder schlechten Haus kam. Im Neuen Testament finden wird das Bild des Hauses, das aus lebendigen

Steinen erbaut ist, wieder. Es meint die Gemeinschaft aller Glaubenden in Jesus. Auch von Bekehrungen wird uns berichtet, die „mit dem ganzen Haus“ geschahen. Ein solches Haus ist nichts Fertiges, Abgeschlossenes, sondern erstreckt sich aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft.

Der Psalmist besingt Jaakobs Haus. Jaakob ist der Stammvater des Volkes Israel. Israel war Jaakobs zweiter Name. Seinen Namen erhielt das ganze Volk. Er war der Grundstein des Hauses, der allen weiteren Steinen Halt gab. Er hat sich nicht selbst dazu gemacht. Gott hat ihn dazu bestimmt und ihm diese Aufgabe übertragen. Er hat auch Jesus dazu bestimmt, Eckstein zu sein, Eckstein seiner Kirche, die aus vielen lebendigen Steinen erbaut ist. Jeder dieser Steine hat seine Bedeutung, seine einmalige, von den anderen verschiedene Bedeutung. Auch mich hat Gott auf meinen Platz gerufen, so wie er Israel rief und wie er jeden Menschen ruft.

Das stammelnde Volk ist ein Volk, das man nicht verstehen kann und von dem man nicht verstanden wird. Es ist fremd. Fremdheit wird dort besonders schmerzlich erfahren, wo keine gegenseitige Kommunikation möglich ist. Die Welt des Du und des Ihr ist verschlossen durch eine Tür von sinnlosem Geräusch, ist ein Wald, in den Nebel der Isolierung gehüllt. Gott aber, dessen Name sein Volk vernommen hat, spricht die Sprache seines Volkes, spricht die Sprache eines jeden Menschen, spricht meine Sprache, spricht mich an.

Ward Jehuda zum Heiligtum ihm,
Jisrael sein Waltebereich

Die Spaltung des Reiches in zwei Teile, in Juda oder Jehuda, wie Buber übersetzt, und Israel gehört zur Gegenwartserfahrung des Psalmisten. Auf ihm lastet dieses schmerzliche Geschehen. Entzweiung erinnert an ursprüngliche Einheit. Die Sehnsucht richtet sich auf diese Einheit und läßt den Schmerz an der Zerteilung lebendig werden. Der Psalmist trägt den Ursprung, die Einheit wach im Herzen; es ist ja *ein* Haus. Aber er vermag die Kluft nicht zu überbrücken. Sehnsuchtsvoll erinnert er sich, läßt er die Einheit wieder wach werden. Beide, Jehuda und Jisrael, gehören doch zusammen, beide waren zu Beginn der Volk-Werdung, in seiner Geburt, eins. Beide hat Gott sich als ein Volk gewählt, beide hat Gott lieb gewonnen. Dieser Schmerz trifft auch Gott.

Trennung, Spaltung, Auseinander- und Gegeneinander-Sein sind die Wunden in jedem menschlichen Leben, die Narben in der Geschichte der Menschheit, die Stigmata der Christenheit. Wir suchen nach Einheit und wenden uns zum Ursprung, wie der Psalmist, zum Ursprung der Kir-

die, Jesus von Nazareth. Unsere Sehnsucht wendet sich aber auch nach vorn, auf das Wiederkommen des Herrn und das Neuwerden in einer unzerstörbaren Einheit.

Ward Jehuda zum Heiligtum ihm

Wer ist mit „ihm“ gemeint? Noch ist sein Name nicht gefallen. Das Wort Heiligtum umreißt den Raum. Heilig ist das allumfassende Wort für Gott; jede seiner Eigenschaften ist darin eingeschlossen. Alles, was ihm zugehört, was er sich erwählt, hat Teil an seiner Heiligkeit, wird selbst heilig. Heiligkeit meint keine moralische Höchstleistung, sondern daß der Mensch ganz Gott gehört, ganz sein Eigentum ist. Heiligsein bedeutet Teilhabe an Gott. Je intensiver der Seins-Austausch mit ihm wird, um so mehr verwirklicht der Mensch sein Heiligsein.

Jisrael sein Waltebereich

Buber prägt vom Hebräischen her das Wort Waltebereich. Es geht um Herrschen. Aber Herrschen klingt in unseren Ohren nach Gewalt. Und tatsächlich, wie leicht verwechseln wir Gewalt mit echter Macht, die man nicht hat, nicht anwendet, sondern die man wirken läßt in sich und durch sich hindurch. „Mit welcher Vollmacht tust du das?“, wird Jesus gefragt (Mt 21, 23). Wir sprechen von der Macht der Liebe. Dies ist hier gemeint. Es ist keine äußere, sondern eine innere Kraft, die ihren eigenen machtvollen Gesetzen folgt. Erschreckt stellen wir jedoch fest, daß die Gesetze dieser Macht oftmals „Ohnmacht“ heißen, schon für Israel, als es, das Volk Gottes, der Waltebereich Gottes, unter fremder Gewalt stand. Mit Jesus, dem Gekreuzigten, wird jeder Christ unter das Gesetz der ohnmächtigen Macht, der mächtigen Ohnmacht gestellt.

Wer ist dieser Gott, der in der Ohnmacht, auch in meiner Ohnmacht, mächtig ist?

Das Meer sah es und floh

Das Wasser, das Urelement, ohne das es kein Leben gibt, steht als erstes vor uns. Auch bei der Erschaffung der Welt wird es zuerst genannt. „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern.“ Hier kann das Wasser sehen und eilen. Der Psalmist weiß, daß die Natur eingebettet ist in den großen Zusammenhang Gott-Mensch, und daß sie uns deshalb menschlich nahe ist. An der Natur erkennt der Beter die Spuren seines Gottes. Die ganze Schöpfung ist Gottes Macht, seinem „Waltebereich“ unterstellt; sie dient

Gottes Wirken und Eingreifen in die Geschichte der Menschheit; sie ist eine Weise, wie Gott zu den Menschen kommt, sie ist Gottes Nähe.

Das Meer flieht, weicht zurück, wie zu Beginn der Schöpfung, als es der Erde Raum gab. Jetzt gibt es Gottes Volk Raum, gewährt ihm den Durchgang ins verheißene Land. Alle Naturgesetze sind Gesetze Gottes; alles steht in seinem und deshalb in unserem Dienst. Aber wir Menschen vergessen den Ursprung dieser Indienststellung, Gott.

Der Jordan bog rückwärts aus

Vor dem Eintritt in das verheißene Land muß der Jordan überquert werden. Der Fluß „dient“ Gottes Verheißung, er verläßt sein Bett und gibt es frei; er wendet sich rückwärts. Mit welcher Leichtigkeit und Anmut wird das Überschreiten der Naturgesetze beschrieben! Kein Mirakel, das sensationellen Charakter hat, keine Zauberbühne, die in eine Scheinwelt entführt, sondern eine Schöpfung, die offen ist für das Eingreifen Gottes, steht vor unseren Augen.

Der Psalmist malt das Bild einer heilen Welt, in der Gott ganz zu Hause ist, in der alles seinem „Waltebereich“ untersteht. Für uns wäre es nur ein naives Bild, wenn wir darin nicht die gleiche Macht Gottes erkennen und bejahen könnten, die auch heute noch unsere so „unmenschlich“ gewordene Natur in Dienst nimmt.

Die Berge hüpfen wie Widder,
Hügel wie die jungen Schafe

Berge und Hügel verlassen das Gesetz der Schwerkraft, sie hüpfen. Im Hebräischen bedeutet das Wort *rakad* sogar tanzen. Was dem Volk Israel Hindernis auf dem Weg ins verheißene Land war, verliert im Waltebereich Gottes seine bedrängende Kraft. Die Schöpfung, die Natur hat Teil am Heiligtum Israels. Sie ist einbezogen in Gottes Führung. Sie hat Teil an der Freude, einer übermütigen Freude über die Rettung Israels, über seine Geburt. Die Berge und Hügel drohen nicht wie gefährliche Raubtiere, sondern verwandeln sich in die vertrauten Widder und Schafe. Sie waren Reichtum der Stämme, gaben Nahrung, gehörten zum „Haus“. Sie vollführen den Tanz einer Schöpfung, die Leben in sich trägt und dieses Leben weiterreicht. Kennen wir diesen Gott, dessen Haus „wir und seine Schöpfung“ sind? Kennen wir diesen Gott, der im Tanz seiner Schöpfung auf uns zukommt? Der Psalmist fragt durch die Bilder hindurch nach seinem Gott.

Was ist dir, du Meer, daß du fliehst,
du Jordan, biegst rückwärts aus,

ihr Berge, hüpfet wie Widder,
Hügel, wie die jungen Schafe?

Die Bilder wiederholen sich noch einmal und alles steht als Ganzes vor unseren Augen: das Meer, das flieht, der Jordan, der sich zurückwendet, die Berge und Hügel, die zu hüpfen, ja zu tanzen beginnen. Alles ist in Bewegung, hat Leben in sich, ist menschlich nahe und deshalb ansprechbar, anfragbar: Was ist dir? Sinnlos ist dein Tun nicht. Es hat einen Grund. Es macht etwas, jemand sichtbar, es offenbart. Wer ist es, der so auf uns zukommt?

Vorm Antlitz des Herrn winde dich, Erde,
Vorm Antlitz des Gottes Jaakobs,

Antlitz Gottes! So lautet die Antwort auf die Frage, die den ganzen Psalm durchzieht. Bisher wurde er nicht genannt, war nur von seinem Heiligtum, seinem Waltebereich die Rede. Jetzt stehen wir vor ihm selbst, vor seinem Antlitz, vor dem Du, dessen Schöpfung ihn kündet. Er tritt aus der Schönheit der Natur, aus ihrer Lebendigkeit heraus auf sein Geschöpf zu, spricht es an, um ihm von Angesicht zu Angesicht zu begegnen.

Auf sein Antlitz richtet sich die Sehnsucht des Psalmisten. Es bedeutet Gottes Nähe, Gottes Heil. Das ganze Haus Israel verstand sich „vor dem Antlitz Gottes“. Dieses Antlitz zu schauen bedeutete Heil und Heiligkeit, es war Teilhabe an Gott, an seiner Nähe, aber auch an seiner Macht. Diese Macht zerstört nicht, aber sie ist übermächtig für den Menschen: Wer Gott sieht, der stirbt, heißt es immer wieder im Alten Testament. Erst in der Ohnmacht Gottes können wir seine Übermacht ertragen, erst in Jesus, unserem Bruder, in Jesus, Gottes ewigem Sohn. In seinem Antlitz können wir das Antlitz Gottes schauen, ohne zu sterben, weil er an unserer Statt gestorben ist.

Winde dich, Erde:

Das hebräische Wort meint eine drehende Bewegung, die im Schmerz und auch im Tanz geschehen kann, ein Sich-Winden. Das leichte Hüpfen und Tanzen der vorigen Strophe wird jetzt schwerer, ein Sich-Winden. Ob darin nicht beides ausgesagt ist: die Ehrfurcht, ja Scheu und die Freude Gott gegenüber. Erleben wir beides doch in einer fruchtbaren polaren Spannung: Scheu und Freude Gott gegenüber. Beides gehört zusammen und erst in diesem Kontrast können wir etwas von dem Reichtum Gottes in uns aufnehmen. Nur so sind wir offen für die Frage: Wer ist dieser Gott?

Der Psalmist antwortet: Er,
der den Fels in einen Wasserteich wandelt,
einen Kiesel zum Wasserquell!

Dieser Gott macht Starres fließend, Lebloses lebendig, läßt Wasser strömen aus der Quelle, die er selbst ist. Gott ist Leben und gibt dem Leben Raum. Er, der Lebendige gibt sein Leben weiter, ohne es zu verlieren. Er gibt es weiter in der Geburt seines Volkes, im Bau des Hauses Israel. Er gibt es weiter in Jesus, der der Quell auch meines Lebens ist.

Kein Heimweh nach diesem Rom?

Impressionen einer geistlichen Studienfahrt

Franz-Josef Steinmetz, Frankfurt am Main

Von Rom geschwärmt habe ich noch nie. Wahrscheinlich ist das so, weil ich sieben Jahre in dieser Stadt gelebt und studiert habe (1952–1959); ich kenne das römische Leben also nicht bloß oberflächlich. Trotzdem denke ich gerne an jene Zeit zurück, jedenfalls ohne Zorn. Aber erst ein Exerzitienkurs, den ich für das Germanikum (Kollegium für deutschsprachige Theologiestudenten) zu halten hatte (1972), veranlaßte mich zu einem Wiedersehen. Es folgten zwei Studienfahrten mit Theologiestudenten im Jahre 1974 und zuletzt im September 1979.

Man hat mich gefragt, und ich frage mich selbst, warum wir eigentlich solche Fahrten unternehmen. Zunächst einmal glaube ich festhalten zu müssen, daß mich das römische Studium nicht eingeengt hat. Im Gegenteil: es hat mich gelehrt, über den heimatlichen „Kirchturm“ hinauszuschauen, oder anders ausgedrückt: die römische „Brille“ ließ mich später vieles weitherziger beurteilen, als es ohne sie vermutlich der Fall gewesen wäre. Zwar kann ein dreiwöchiger Aufenthalt kein langjähriges Studium ersetzen, aber man kann in Rom auch in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit eine solche Fülle von Eindrücken aufnehmen, daß man bereichert nach Hause zurückkehren wird. Goethe meinte sogar (dem Sinne nach): „Rom gesehen heißt alles gesehen haben.“ Aber dies ist wohl nicht mehr als ein überschwengliches Bild poetischer Begeisterung. Es allzu wörtlich nehmen, hieße wahrlich Gottes übrige Schöpfung geringschätzen.